



Der russische Patient

Hunderttausende Russen haben ihr Land in den vergangenen Monaten verlassen. SPIEGEL-Reporter Timofey Neshitov, geboren und aufgewachsen in Sankt Petersburg, hat seine Landsleute im Exil besucht, um der Frage nachzugehen, wieviel Verantwortung die russische Gesellschaft an Putins Kriegsverbrechen trägt.

Von Timofey Neshitov, Der Spiegel, 6.8.2022

An dem Morgen, an dem die ersten Bomben auf Kiew fielen, kaufte ich Weißkohl in einem Dorfladen in Sibirien.

Ich brauchte keinen Kohl, ich reiste kettenrauchend durch ein Land, das dabei war, einen Angriffskrieg in Europa zu beginnen, und versuchte die Stimmung einzufangen. An der Theke neben mir stand eine Frau mit faltigem Gesicht. Sie guckte auf den Kohl im Regal und bat die Verkäuferin, den kleinsten Kopf zu wiegen. Während sie sprach, sah ich, dass sie keine Zähne hatte. Sie zählte die Münzen in ihrer Hand. Ihr Geld reichte nicht, ich zahlte für sie.

Auf der Straße fragte ich sie, was sie von diesem Krieg halte. Wir standen vor einem mannshohen Schneehaufen, viertausend Kilometer östlich von Moskau, sie mit ihrem Netzbeutel in der Hand, ich mit meinem iPhone. Sie sagte, ihr Vater sei im Krieg gefallen.

Dann fragte sie mich: »Oder welchen Krieg meinst du, mein Sohn, nicht etwa den gegen die Faschisten in Kiew?«

Der 24. Februar war ein sonniger Tag. Ich sah ihr hinterher, während sie ging.

Wenn ich Aufnahmen von Raketeneinschlägen in der Ukraine sehe, sehe ich bis heute den gebeugten Rücken dieser Frau, ich höre, wie der Schnee unter ihren Galoschen knarzt.

An dem Tag dachte ich, es ist etwas unwiederbringlich Verfluchtes passiert in Russland, dem Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin. Die Leute hier sind nicht nur bettelarm. Sie haben aufgehört zu denken, dachte ich. Sie haben aufgehört zu fühlen.

Die Leute. Das war für mich diese Frau ohne Zähne. Das war mein eigener Großonkel. Er lebt auf dem Land unweit von Sankt Petersburg.



Vor einigen Jahren begann er regelmäßig fernzusehen, in seiner Garage, er flüchtete dorthin vor seiner Frau. Meine Großtante bildete sich mit dem Alter ein, ihr Mann gehe jedes Mal fremd, wenn er das Haus verließ. Mein Großonkel ist über 80, sie schrie ihn an: Geh zu deinen Huren!

Mein Großonkel ist in der Westukraine geboren und heiratete nach Sankt Petersburg. Heute glaubt er alles, was im russischen Staatsfernsehen läuft. Er lebt seit 60 Jahren in Russland, er war Gefreiter in der Armee, aber nie im Einsatz. Er findet, Putin befreie die Ukraine von Faschisten.

Ich lebe seit 18 Jahren in Deutschland. Früher bat mich mein Großonkel, deutsche Rasierklingen und Kürbissamen mitzubringen, nun will er »das Nazizeug« nicht mehr. Meine Großtante ist inzwischen gestorben, er sieht im Wohnzimmer alleine fern. Wenn ich anrufe, geht er nicht mehr ran.

Früher dachte ich, es gäbe Leute wie ihn und Leute wie mich, aufgewachsen nach der Wende, weltoffen, mehrsprachig, vernetzt. Ich habe Putin nie vertraut. Ich habe bereits 2004 nach meinem Studium und seiner ersten Amtszeit Russland verlassen, ich war damals 22.

Ich wurde Journalist in Deutschland, schrieb über Goldminen im Kongo, Theater in China, den IS in Berlin. Gelegentlich über Putin, etwa als er die Krim annektierte, aber ich warnte nicht vor Putin, wie man vor Krebs warnt. Er war eher wie ein Fußsplitter, er nervte.

Viele Russen sind über die Jahre ausgewandert. Sie wollten lieber woanders forschen, ihre Firmen woanders gründen, ihre Kinder woanders großziehen.

Seit dem 24. Februar frage ich mich: Hätte ich in Russland bleiben müssen?

Mein Bruder, er ist anderthalb Jahre älter, sagte mir damals: Einer von uns muss bleiben, was soll aus uns werden, wenn alle gehen?

Er blieb.

Es gibt in Russland heute nicht die verblendeten Alten mit dem Kohl und die schlauen Jungen mit dem iPhone. Es gibt eine Gesellschaft, die versagt hat. Wie es aussieht, haben wir Russen im Jahr 2022 den größten Schurkenstaat der Erde zu verantworten. Ein Land, das Raketen auf Krankenhäuser abfeuert und Kriegsgegner ins Straflager steckt.

Der westliche Blick auf Russen war nie besonders entspannt. Der Russe kommt. Jetzt kommt er tatsächlich. Und der Westen sortiert seine Russen 2022 in zwei Schubladen: Der böse Russe mordet in seinem Nachbarland, der gute verbrennt auf europäischen Marktplätzen seinen Pass.

Millionen Russen scheinen seit Kriegsbeginn verstummt zu sein. Andere sind geflohen. Nach Tiflis, nach Riga, Istanbul, Eriwan, Belgrad, Limassol, Tel Aviv, Berlin. Geschätzt sind Hunderttausende ins Exil gegangen. Es ist ein historischer Exodus, vergleichbar mit der Migrationswelle nach dem Staatsstreich vom Oktober 1917.



Viele meiner Landsleute, die ich auf dieser Reise im Exil besucht habe, haben in den vergangenen Jahren das getan, was ich nicht getan habe. Sie sind in Russland geblieben, haben vor Putin gewarnt, gegen ihn geklagt, sie haben versucht, Putin zu stoppen.

Ich wollte von ihnen erfahren: Wie konnte es zu Butscha und Mariupol kommen? Wer trägt die Schuld daran? Wie soll es weitergehen?

Berlin, Deutschland

„Wir hätten Putin wegfeigen können, wenn nur mehr Leute gekommen wären. Das war die letzte Chance.“

Im Juni traf ich in Friedrichshain junge Kolleginnen und Kollegen von der »Nowaja Gaseta«. Ihr Chefredakteur Dmitrij Muratow bekam im vergangenen Dezember den Friedensnobelpreis. Er hat seine Nobel-Medaille versteigert und den Erlös, 103,5 Millionen US-Dollar, für ukrainische Kinder gespendet. Die Zeitung musste in Russland schließen, Muratow blieb in Moskau. Seine Redaktion macht im Exil seit April eine Onlinezeitung, »Nowaja Gaseta Europe«.

In Berlin saßen sie draußen auf Holzbänken und tranken Craftbier, als ich dazukam. Einer von ihnen versuchte, Deutsch zu reden, er sagte: »Putin ist Schwanzsauger«, ein anderer korrigierte: »Schwanzlutscher«.

Die Bar gehöre einem Antifa-Kollektiv aus Moskau, sagten sie, ein Teil des Geldes, das man hier vertrinke, gehe an die ukrainische Armee.

Viele bei der »Nowaja« schreiben im Exil anonym, sie haben Familien in Russland.

Alina Danilina war an dem Tag erst in Berlin angekommen. Am Abend drehte sie sich eine Zigarette nach der anderen und legte den Vorrat neben ihr Handy auf den Tisch. Sie sagte, ich dürfe sie zitieren, sie habe keine Angst. Sie ist 25.

Sie war Kleinkind, als Putin an die Macht kam. Als sie 2015 das Wahlalter erreichte, hatte sie keine Wahl mehr, jedenfalls nicht eine Wahl zwischen Putin und nicht Putin. Putin konnte man nicht mehr abwählen, er war bereits wie das Wetter, eine Gegebenheit.

Alinas Vater starb an einer Überdosis Heroin, als sie zehn war. Ihre Mutter, Grundschullehrerin, wählt Putin.

Ich fragte sie, wieso sie derart anders geworden sei als ihre Eltern. Sie sah mich an, als wäre ich eine Schildkröte. Ich saß da, krumm vor Aufmerksamkeit, nickte im Zigarettenrauch und kam zu langsam mit.



Sie sei damals das erste Mal wegen Alexej Nawalny auf die Straße gegangen, sagte sie, sie habe seine Posts über Korruption gelesen, über Staatsaufträge, die an Putins Jugendfreunde aus KGB und Judoverein flossen, an Putins Datscha-Nachbarn.

»Wir hätten Putin wegfeigen können«, sagt sie heute, »wenn nur mehr Leute damals gekommen wären.« Nach der gefälschten Parlamentswahl 2011 schloss sie sich wie viele andere Teenager dem »Marsch der Millionen« an. Der Protest wurde niedergeschlagen. Sie war damals in der neunten Klasse.

»Das war die letzte Chance. Wir haben versagt.«

Für mich wurde Nawalny erst später zu einer politischen Figur, die Protestbewegung von 2011, 2012 hatte ich nur am Rande verfolgt, ich war mit dem Arabischen Frühling beschäftigt. Heute bewundere ich Nawalny für seinen Mut. Ich mag seinen Humor, ich finde, er hat für einen Politiker, der nie ein Amt bekleiden durfte, erfrischend wenig Selbstmitleid. Es ist aber nicht sonderlich schwer, Nawalny toll zu finden, er ist der berühmteste politische Häftling der Welt.

Danilina blickt anders auf den Mann, der einst ihr politisches Bewusstsein weckte. Ihr Blick ist kälter, nüchterner als meiner. Sie sagt, Nawalny sei ein Charismatiker, aber gerade das sei in Russland gefährlich. »Nawalnys Anhänger sind bereit, ihm blind zu folgen. Das endet meistens nicht gut. Russland braucht keine Anhänger mehr. Wir brauchen Bürger.«

Es gab in Russland viele Generationen, die an Lichtgestalten glaubten und von einer strahlenden Zukunft schwärmten, erst von der kommunistischen, dann von der demokratischen. Danilina hat einen Sezierblick auf sich selbst und auf andere, sie erinnert mich an den Helden aus Lermontows »Ein Held unserer Zeit«, eine romantische Figur aus dem frühen 19. Jahrhundert, vom Leben enttäuscht, keine Idole, keine Illusionen, keine Hoffnung.

Alina Danilina verließ Russland Ende April 2022 mit ihrer Katze Gera. Sie flog nach Riga, dann nach Berlin. Sie ging, weil sie für eine Zeitung arbeitet, die den Krieg Krieg nennt, darauf stehen in Russland bis zu 15 Jahre Haft.

An diesem Abend in Friedrichshain sprach sie immer weniger. Sie las Nachrichten. Fünf russische Raketen auf Kiew abgeschossen. Wales besiegt die Ukraine im WM-Qualifikationsspiel.

Sie legte ihr Handy weg und begann zu weinen.

Warschau, Polen

„Das war unser größter Fehler. Wir dachten nach dem Zerfall der Sowjetunion, es wäre vorbei. Es war erst der Anfang.“

Die schlimmsten Kriegsbilder sind die, bei denen wir nicht weinen.



Ich erinnere mich, wie vor meinen Augen eine ganze Stadt ausradiert wurde. Ich konnte jeden Tag in Sankt Petersburg unseren Fernseher anschalten und dabei zusehen, wie russische Flugzeuge und Artillerie in einem fernen Land Wohnhäuser, Kliniken, Schulen dem Erdboden gleichmachten. Ich sah Leichen, alte Menschen mit Koffern, verrückt gewordene Hunde.

Ich verfolgte die schwerste Bombardierung einer Stadt seit dem Zweiten Weltkrieg. Dezember 1994. Ich war zwölf. Die russische Armee, damals unter dem Oberbefehl von Präsident Boris Jelzin, griff Grosny an, die Hauptstadt von Tschetschenien.

Tschetschenien, das wusste ich damals, liegt im Kaukasus, ein islamisches Land mit Bergen und Ölvorräten, die Zaren hatten es kolonisiert, nun wollten die Tschetschenen ihre Freiheit zurück. Moskau sagte Nein.

Ich verfolgte den Krieg allerdings nur am Rande. Ich löste auf der Couch Kreuzworträtsel und wartete auf »Terminator 2«. Ich vergaß schnell diesen Krieg. Ich war verliebt.

Im April 2022 kamen die Bilder wieder hoch.

Ich sah die Ruinen von Mariupol und fragte mich: Warum habe ich diesen Schmerz damals, vor 28 Jahren, nicht gespürt, diese stechende Scham, diese Schlange im Magen? War ich zu jung dafür? Warum gab es in Russland keine Massendemonstrationen gegen diesen Krieg?

Was war los mit uns, fünf Jahre bevor es überhaupt einen Präsidenten Putin gab?

Im Sommer 2022, auf meiner Reise durch Exilrussland, sprach ich darüber mit Wiktor Schenderowitsch, einem Satiriker, der, bevor Putin an die Macht kam, ein Fernsehstar war. Seit Januar lebt er in Warschau. Seit Jahrzehnten packt er den russischen Alltag in Aphorismen, in Sätze wie: »Das Rad der Zeit ist für unsere Straßen nicht geeignet.« Oder: »Wenn Hundesöhne an die Macht kommen, beginnt für alle ein Hundeleben.«

Als ich zur Schule ging, schrieb Schenderowitsch Drehbücher für »Die Puppen«, die beliebteste Satireshow des Landes. Jedes Wochenende erschienen sie in unserem Wohnzimmer, die vertrauten Silikongesichter: der zerkratschte Präsident Jelzin, seine pausbäckigen Premierminister, der junge Politstar Boris Nemzow. Für Politiker war es eine Ehre, eine Puppe bei Schenderowitsch zu sein.

Als wir uns jetzt in Warschau trafen, erholte er sich von einer Knie-OP. Er ging am Stock, vergaß aber dauernd, dass er am Stock ging, er blieb vor Schmerzen stehen und lachte über sich selbst. Er ist 63.

Ich fragte ihn, wie es sein konnte, dass ein demokratisches Land wenige Jahre nach der Wende einen Angriffskrieg führt, und keiner protestiert?

In Russland gab es 1994 unabhängige Gerichte, Schenderowitsch durfte sich im quotenstärksten Privatsender über den Staatschef lustig machen, derselbe Sender



zeigte täglich die Kriegsgräuel. Schenderowitsch antwortete: »Keine Gesellschaft ist frei, nur weil sie Freiheiten hat.«

Die Russen seien 1994 nicht frei gewesen. Sie seien, nach nur drei Jahren Freiheit, nostalgisch geworden, sehnsüchtig nach der sowjetischen Vergangenheit.

Ich erinnere mich an gelbliche Brotkarten Anfang der Neunziger, an stundenlange Milch- und Zuckerschlangen. Unsere Nachbarn, 6. Stock, hielten Hühner auf dem Balkon. Ich erinnere mich an eine Schlägerei in meiner Schule, die damit begann, dass jemand sagte: Ich privatisiere deinen Kaugummi. Gigantische Staatsbetriebe wurden damals privatisiert, auf eine Weise, dass einige wenige Russen über Nacht sehr reich wurden. Präsident Jelzin umgab sich mit Oligarchen und trank. Im Staatsfernsehen traten Hypnotiseure auf, vor Metro-Eingängen hockten Hütchenspieler. In der Rückschau fühlen sich die frühen Neunziger an wie ein einziges Hütchenspiel.

In der Grundschule lasen wir eine Fabel über einen alten, sehschwachen Affen, der in Besitz mehrerer Brillen gelangt. Der Affe weiß nicht, wohin damit, er drückt sich eine Brille gegen die Stirn, steckt sie sich eine andere auf den Schwanz, dann schmeißt er sie auf den Boden.

»Wir Russen sind wie dieser Affe«, sagte Schenderowitsch. »Was der Affe mit der Brille tut, haben wir mit unserer Freiheit getan.«

Das Imperium des Bösen, wie Ronald Reagan die Sowjetunion genannt hatte, erschien den Russen damals auf einmal nicht mehr so böse. Auch war es nicht so tot, wie es schien. Es hatte in Russland nach sieben Jahrzehnten Diktatur keinen Schlusstrich gegeben, keine Prozesse gegen Henker und Propagandisten, keine Entlassung von Beamten. Schenderowitsch sagt, es sei wenig überraschend, dass der Homo sovieticus zurückkam. Dass er nichts gegen einen Angriffskrieg hatte.

Und später nichts gegen Putin.

Schenderowitsch vergleicht die sowjetische Mentalität mit der von Leibeigenen in Zarenrußland. Ihr Besitzer peitscht sie aus, schwängert ihre Töchter, aber sie sind stolz auf ihn, weil er mehr Land besitzt als andere Gutsbesitzer. »Das geht seit Jahrhunderten so. Die Sowjetunion war nur ein rotes Mäntelchen, darunter steckte der alte, haarige, stinkende Körper.«

Schenderowitsch macht sich den Vorwurf, er hätte 1991 nicht entspannen dürfen, er hätte dagegen in den Medien anschreien müssen. »Das war unser größter Fehler«, sagt er, »wir dachten nach dem Zerfall der Sowjetunion, es wäre vorbei. Es war erst der Anfang.«

Ich wollte nie zurück in die UdSSR. Ich will kein Reich. Aber als Bomben auf Grosny fielen, weinte auch ich nicht. Ich lebte in einem Plattenbau, 2500 Kilometer entfernt. Ich war nie dort gewesen, aus Büchern und Filmen kannte ich einen exotischen Kaukasus. Dolche, Raben, Ehre, Schaschlik.

Die Tschetschenen waren Fremde.



Diese verfluchten Tage, die wir seit dem 24. Februar 2022 gezählt haben. Der erste Kriegstag, der fünfte Kriegstag, der 122. Kriegstag, nun zählen wir Monate. Rückblickend sind es eigentlich schon Jahre.

Auch ein anderer hätte ein Putin werden können. Denn Putin ist kein Redner, keine moralische Instanz, er war nicht einmal ein überragender KGB-Agent, sonst hätten sie ihn im Kalten Krieg nach Bonn geschickt, nicht nach Dresden. So gesehen erscheint seine Herrschaft als eine historische Unvermeidlichkeit, alle Versuche, ihn zu stoppen, als Fußnoten.

Dieser Fatalismus ist in der Generation von Wiktor Schenderowitsch Teil der Schuldbewältigung. Sonst wär's zu bitter. Sie haben vor Putin gewarnt, sie haben gegen ihn gestimmt, sie waren auf der Straße, im Gefängnis. Die Welt hat sich gewandelt, Saddam ist weg, Schröder weg, Gletscher sind geschmolzen, Putin ist da.

Eine frühe Warnung ist in meinen Augen mindestens so wichtig, wenn nicht wichtiger als später Mut. Schenderowitsch warnte als einer der Ersten. Am 30. Januar 2000 lief im Fernsehen eine Folge seiner »Puppen«, die ich damals beklemmend fand und nur wenige Jahre später prophetisch. Sie hieß »Klein Zaches«, wie das Märchen von E. T. A. Hoffmann.

Bei Hoffmann begegnet eine Fee einem missratenen Bauernsohn und hat Mitleid mit ihm. Der Zwerg kann weder gehen, noch reden, er knurrt, miaut und isst zu viel. Die Fee kämmt sein struppiges Haar, sie verzaubert ihn so, dass ihn alle nur noch schön und klug finden. Die Geheimkraft seines Charmes liegt in drei feuerroten Haaren.

Bei Schenderowitsch sah der Zwerg aus wie Putin. Putin war damals Interimspräsident, erst seit einem Monat im Amt, er redete von Demokratie und Bürgerrechten und trug Anzüge, die an den Schultern Falten warfen. Seine Puppe hatte die Maße eines Kindes und ein breites, verbrauchtes Gesicht. Der russische Zaches randalierte am Esstisch, er sagte, er wolle »alle auf dem Klo kaltmachen«, er quäkte einen Gassenhauer – die anderen Puppen bildeten sich ein, er singe »E lucevan le stelle« von Puccini.

Bis ihm jemand seine drei Zauberhärchen vom Schädel riss.

Auch so kann man Russlands Geschichte sehen: als das Märchen von einem bösen Zwerg, den viele zu spät als solchen erkennen. Einige sind erst am 24. Februar 2022 erwacht. Andere bis heute nicht.

Die Schuldfrage wird dann zu einer Frage der Sehstärke. Wie konnten die Russen nicht sehen, was Putin schon immer unter Demokratie verstanden hat?

2003 schickte er den Unternehmer Chodorkowski für zehn Jahre ins Gefängnis. 2006 wurde die Journalistin Politkowskaja an Putins Geburtstag erschossen. 2008 führte Putin Krieg gegen Georgien, 2014 annektierte er die Krim, über der Ostukraine wurde die MH17 abgeschossen, Politiker Nemzow wurde 2015 in Kremlnähe ermordet, auf Syrien fielen russische Bomben, 2020 überlebte Nawalny knapp einen Giftanschlag.



Kurz nachdem »Klein Zaches« gesendet worden war, brach jemand in Moskau bei der Familie Schenderowitsch ein und hinterließ einen Stiefelabdruck auf dem Fensterbrett. Die Polizei sah keinen Anlass zu ermitteln. Im April 2001 besetzten Polizisten die Redaktionsräume des Senders.

Ich studierte damals Journalismus in Sankt Petersburg und nahm einmal die Woche am obligatorischen Militärunterricht teil, meine Fachrichtung hieß psychologische Kriegsführung. Die Ausbildung an der Waffe bestand darin, dass wir an einem verregneten Nachmittag aus AK-47-Gewehren auf Konservendosen schossen. Ich wurde Leutnant der Reserve.

Viele von Schenderowitschs Kollegen wechselten damals zu Kremlsendern. Die Kohle stimmte. Jelzin-Berater wurden über Nacht zu Putin-Beratern, in Russland nennt man das »in neue Schuhe schlüpfen«. Sogar der Direktor der Eremitage, des weltberühmten Museums in meiner Heimatstadt, schlüpfte in neue Schuhe, ein Schalträger mit feinen Manieren, Hüter von Leonardo und Matisse, in einem Interview in diesem Juni sagte er: »Der Krieg ist einerseits Blut und Mord, andererseits behaupten sich auf diese Weise Menschen und Nationen.«

Schenderowitsch blieb all diese Jahre in Russland. Er lehnte Angebote von Staatsmedien ab, machte stattdessen Sendungen auf »Echo Moskwy«, einem der wenigen Hörfunksender, die noch Putin kritisierten, schrieb Bücher, ging auf Leserreisen. Was er tat, war Schadensbegrenzung, und immer lauter Warnen.

Im Februar 2014, während der Olympischen Spiele in Sotschi, verglich er Putins Spiele mit Hitlers Spielen 1936. Wenige Wochen später erklärte Putin den Krim-Anschluss. Schenderowitsch wurde in seinem ehemaligen Sender zu einem »Volksverräter« erklärt, Putin-Fans verklagten und bedrohten ihn mehrfach, Silvester 2021 feierte er mit seiner Familie in Budapest. Schenderowitschs Anwalt warnte, diesmal werde er ins Gefängnis gehen, das jüngste Strafverfahren hat einer von Putins Vertrauten persönlich angestrengt. Schenderowitsch kehrte nicht mehr zurück nach Russland.

Wer in den vergangenen Jahren aus dem System Putin ausgestiegen ist, redet heute gern von einem frühen, demokratischen Putin und dem späten, dem bösen.

Diejenigen allerdings, denen man am liebsten zuhören würde, schweigen. Leute, die Putins Einstieg in den Kreml vorbereiteten und ihm später als Berater dienten. Etwa Anatolij Tschubais, Putins Sonderbeauftragter für Beziehungen mit internationalen Organisationen. Dieser Mann verließ Russland Ende März und wurde an einem Geldautomaten in Istanbul fotografiert, später in Shorts in einem Supermarkt auf Zypern.

Am 31. Juli brachte man ihn in kritischem Zustand in ein Krankenhaus auf Sardinien, mit Symptomen einer seltenen neurologischen Krankheit, laut seiner Frau konnte er seine Beine und Arme nicht spüren. Das Zimmer, in dem Tschubais sich plötzlich schlecht gefühlt hatte, wurde Berichten zufolge von Spezialisten in chemischer Schutzkleidung untersucht.



Putins Sprecher wünschte Tschubais gute Besserung.

In Deutschland lese ich einiges über die Fehler der Regierungen Schröder und Merkel. Die Schuldfrage hier dreht sich um Rohre und Kubikmeter, um die Gasrechnung für die Bürgerinnen und Bürger. Der Winter naht.

Ich bin noch nicht so weit. Ich frage mich, wieso im politischen Berlin keiner auf die Warner gehört hat. Schenderowitsch war nicht allein. Bei dieser Recherche las ich einen Bericht von Human Rights Watch zum Zweiten Tschetschenienkrieg, Putins erstem Krieg. Der Bericht erschien im Juni 2000.

Ich dachte an Butscha, als ich das las. Damals reagierte das russische Verteidigungsministerium, ähnlich wie heute, mit folgender Stellungnahme: »Diese Behauptungen sind frei erfunden und werden weder durch Fakten noch Beweise gestützt. ... Man muss sie sehen als eine Provokation mit dem Ziel, die Operation der russischen Kräfte gegen die Terroristen in Tschetschenien zu diskreditieren.«

Kurz danach, im September 2001, flog Putin nach Berlin und trat im Bundestag auf. Er sprach Deutsch, vor ihm saßen Gerhard Schröder, Johannes Rau, Angela Merkel, Friedrich Merz, Guido Westerwelle. »Das Hauptziel der Innenpolitik Russlands«, sagte Putin, »ist vor allem die Gewährleistung der demokratischen Rechte und der Freiheit, die Verbesserung des Lebensstandards und der Sicherheit des Volkes.«

Sie lauschten ihm, als singe er eine Arie von Puccini. Sie verabschiedeten ihn mit Stehbeifall.

Ich finde diesen Beifall schlimmer als die deutsche Abhängigkeit vom russischen Gas. Kein spanischer Regierungschef, der das Baskenland bombardiert, wäre im Bundestag mit Beifall empfangen worden. Die Uno erklärte Grosny damals zur meistzerstörten Stadt auf dem Planeten.

In meinen dunkelsten Stunden frage ich mich: Ist der Russe in Wirklichkeit primitiv? Trotz Tolstoi und Tschaikowski? Würde man ihm sonst, im 21. Jahrhundert, schon deswegen applaudieren, weil er sich mit einem Krieg im Kaukasus begnügt und nicht Richtung Westen schießt?

Nach dem Holocaust, als man zu verstehen versuchte, wie die Deutschen, die Nation von Schiller und Goethe, Hitler zugelassen hatten, sprach man von einem deutschen Zivilisationsbruch.

Ich glaube, wir Russen erleben gerade unseren eigenen Zivilisationsbruch.

Es gibt mehr als 143 Millionen russische Staatsbürger. Tausende, vielleicht Zehntausende gestehen sich jetzt ihre Schuld ein, reden in Berlin oder Prag über verpasste Möglichkeiten. In Russland aber verharren viele Millionen im Stockholm-Syndrom, sie sind beleidigt und finden den Mann toll, der sie ihrer Zukunft beraubt hat.

Wehrt sich noch jemand gegen Putin?



Vilnius, Litauen

„In Russland hat ein kalter Bürgerkrieg begonnen.“

Ich reiste nach Vilnius, um einen Mann zu treffen, der sich mit dem russischen Widerstand auskennt.

Ich reise ungern in ehemalige Sowjetrepubliken. Im Baltikum, im Kaukasus, in Zentralasien komme ich mir vor wie ein Gast, der eigentlich ein Hausverbot verdient hat. Die Litauer waren die Ersten, die ihre Unabhängigkeit ausriefen. Gorbatschow schickte damals Panzer, heute trägt eine Straße in der Hauptstadt Vilnius den Namen Loreta Asanavičiūtė, sie war eine Näherin, 23 Jahre alt, sie wurde von einem sowjetischen Panzer überfahren. Eine von 14 Toten.

In den vergangenen Jahren nahm Litauen mehrere Wellen russischer Regimegegner auf. Ich traf hier Sergej Smirnow, den Chefredakteur von Mediazona, einer Onlinezeitung, die über Folter in Putins Gefängnissen berichtet, über Stromschläge, Heizspiralen im After, über Schauprozesse, früher auch über Demos, als es noch welche gab. Zona heißt auf Russisch auch Knast.

Mediazona hat ein Millionenpublikum. Smirnow ist im April aus Moskau geflohen, weil er Angst hatte in den Gefängnissen zu landen, über die er seit Jahren berichtet.

Ich traf ihn in einer Bar in der Altstadt, er kam spät, er ist 47 und vor Kurzem Vater geworden. In seiner Jugend war Smirnow Hooligan, er reiste durch die ehemaligen Sowjetrepubliken und prügelte sich mit einheimischen Fußballfans. Er wollte das Reich zurück. Es sei ausgerechnet Putin gewesen, sagte er, der ihn davon geheilt habe. »Als Putin seinen Krieg in Tschetschenien begann, ahnte ich, dem geht's nur um sich selbst, das war ernüchternd.«

Millionen Russen blieben aber im Nationalismus stecken, in einer Zeit, in der sie sich bessere Autos, besseres Essen leisten konnten, sie sahen nicht, was Smirnow sah: dass der plötzliche Wohlstand nicht Putins Verdienst war. Er lag an den steigenden Öl- und Gaspreisen.

Im Frühling 2014, als Putin nach der Krim griff, war Smirnow längst geläutert, er schrieb für eine liberale Zeitung. Im gleichen Jahr gründeten zwei junge Frauen in Moskau Mediazona. Sie waren weltberühmt. Sie hatten in der Christi-Erlöser-Kathedrale, fußläufig zum Kreml, ein Punkgebet veranstaltet.

»Mutter Gottes, du Jungfrau, vertreibe Putin!«

Putin hatte die Frauen von »Pussy Riot« ins Straflager geschickt. Nach fast zwei Jahren kamen sie frei und berichteten von 16-Stunden-Arbeitstagen, von einer jungen Frau, die vor Verzweiflung versuchte, sich mit einer Säge den Bauch aufzuschneiden.



Smirnow hat aus Mediazona in den vergangenen Jahren ein Leitmedium gemacht, finanziert größtenteils durch Leserspenden. Immer mehr Russen wollen wissen: Wofür kann ich ins Gefängnis gehen? Und was passiert da mit mir?

Heute kann man in Russland für alles und für nichts ins Gefängnis gehen. Für den Satz »Nein zum Krieg«, den man in einem sozialen Netzwerk postet oder repostet, für ein leeres Blatt Papier, das man auf der Straße in die Luft hält, dafür, dass man den Begriff »militärische Sonderoperation«, den Putin anstelle von »Krieg« verwendet, mit Anführungsstrichen versieht.

Das sei der Grund, sagte mir Smirnow, warum es keine Antikriegsdemonstrationen gebe. Warum die wenigen Oppositionspolitiker, die in Russland geblieben sind, entweder im Gefängnis sitzen, in U-Haft, oder jeden Tag mit der Verhaftung rechnen müssen. Wir tranken litauisches Bier und stießen nicht an an diesem Abend. Smirnow sagte, das Schreckliche sei, dass man über politische Häftlinge nicht mehr rede, sobald sie ins Gefängnis gingen. »Du bist heute einer von vielen, du stehst auf einer sehr langen Liste. Gesprochen wird höchstens über Nawalny.«

Den eigentlichen russischen Widerstand, sagte Smirnow, sehe er heute woanders. Nicht auf den Straßen, nicht auf YouTube, nicht in den Gefängnissen. »Immer mehr Russen radikalisiert sich im Untergrund«, sagte er. Es sei schwer zu sagen, wie vernetzt sie seien, wozu das alles noch führen werde, aber dieser Grad der Verzweiflung sei neu.

Im März wurden auf dem Puschkin-Platz in Moskau zwei junge Männer aus dem sibirischen Omsk verhaftet, sie hatten Molotowcocktails dabei. Auf dem Weg ins Revier versuchten sie sich das Leben zu nehmen. Dafür hatten sie vorsorglich Methadon eingepackt.

Im Mai setzte ein Mann mit Anzug und Krawatte einen Gefängnistransporter vor dem Bolschoi-Theater in Brand. Der Mann hat einen Abschluss in Philosophie und drei Kinder.

Landesweit haben Russen seit Kriegsbeginn fast 30 Amtsgebäude des Militärs angezündet.

»In Russland hat ein kalter Bürgerkrieg begonnen«, sagte Smirnow in unserem Gespräch dazu. Eines Tages könnten russische Partisanen zu töten beginnen, wie die Ukrainer in ihren besetzten Städten. Smirnow hat etwas kindlich Weiches im Gesicht, wir saßen unter einer trüben Kneipenlampe, ich verstand nicht, ob er über die Aussicht eines Partisanenkriegs entsetzt war oder sich darüber freute.

Ich war müde, als ich Litauen verließ, müde von dieser Reise zu mir selbst. Ich schlief immer weniger und wollte endlich in einer Welt aufwachen, in der russische Raketen keine ukrainischen Kinder mehr töten, russische Polizisten nicht auf Demonstranten einprügeln, russische Gefängniswärter niemand mehr foltern. Ich wollte nicht vom Leben enttäuscht sein wie Alina Danilina. Ich wollte nicht in den Spiegel gucken und das haarige Monster sehen, den ewigen Leibeigenen, von dem



Wiktor Schenderowitsch sprach. Ich saß im Taxi zum Flughafen, dachte an meine Familie in Sankt Petersburg und weigerte mich, an einen Bürgerkrieg zu glauben.

Ich flog in den Kaukasus.

Tiflis, Georgien

„Wir Anwälte leisten nur noch Palliativversorgung.“

In Georgien wollte ich einen Mann treffen, dessen Grundeinstellung ich bewundere: nachhaltige Zuversicht. Der Mann heißt Iwan Pawlow, er ist Russlands bekanntester Anwalt. Seit mehr als 20 Jahren verteidigt er Menschen, denen der Staat Landesverrat vorwirft, Offiziere, Forscher, Journalisten, in einem Land, in dem ein Freispruch so gut wie ausgeschlossen ist, die Wahrscheinlichkeit liegt bei unter einem Prozent.

Bereits als angehender Anwalt musste er zusehen, wie Putin sich die Justiz gefügig machte, wie Anwälte zunehmend zum Gerichtsinventar wurden. Im vergangenen Jahr versuchte Pawlow, die Antikorruptionsstiftung von Alexej Nawalny zu verteidigen. Den Durchsuchungsbefehl für Pawlows Wohnung unterschrieb laut Pawlow der Geheimdienstchef persönlich. Danach setzte sich das Ehepaar Clooney für Pawlow ein. Er reiste aus, er wollte nützlich bleiben.

Im Exil hat Pawlow seinen 51. Geburtstag gefeiert. Ich wollte von ihm wissen, warum er in all diesen Jahren nicht aufgehört hat, an das Gesetz zu glauben.

Ich besuchte ihn in einer hellen, leeren Wohnung in Tiflis, er richtete sie gerade als Büro ein und zeigte mir den schattigen Garten, den er mitbenutzen darf, eine Errungenschaft in der Hitze. Wir saßen auf zwei frisch ausgepackten Bürostühlen, Pawlow öffnete ein hohes Fenster, es regnete leise und roch nach Parkett, ich hätte einschlafen können.

Er erzählte mir von seinem ersten Sieg gegen den Geheimdienst FSB. Er verteidigte damals, Ende der Neunzigerjahre, einen Marinekapitän, der öffentlich gemacht hatte, wie die russische Nordflotte mit ihrem Atommüll die Meere verseuchte. Der FSB wollte den Kapitän für 20 Jahre ins Gefängnis schicken, für Landesverrat, der Prozess dauerte Jahre, an der FSB-Spitze wechselten sich drei Männer ab. Der Anwalt Pawlow wurde beschattet, bedroht, einmal, sagt er, stoppten ihn Unbekannte vor seiner Haustür, warfen seinen Anwaltsausweis auf den Boden, sagten: Bleib fern von dem.

Einer der FSB-Chefs von damals hieß Wladimir Putin.

Das Gericht sprach den Marinekapitän am 29. Dezember 1999 frei. »Es war das letzte Mal«, sagte mir Pawlow, »dass ein russisches Gericht auf Argumente hörte und nicht auf den FSB.« Drei Tage nach diesem Urteil zog Putin in den Kreml ein. Putin hat einen Abschluss in Jura. Mit ihm begann das, was Pawlow »die große Richter-



Säuberung« nennt. Richter, die nicht auf Anweisungen von oben hörten, verloren ihre Posten. »Spätestens 2006 war es vorbei«, sagte Pawlow.

Iwan Pawlow hieß auch ein russischer Mediziner, Nobelpreisträger von 1904. Der Pawlow von damals beschrieb, wie man einen Hund so konditionieren kann, dass bereits ein Ton bei ihm Speichelfluss auslöst.

Der Pawlow von heute hat einen Telegram-Kanal, er heißt »Der pawlowsche Hund«, darin postet er Nachrichten über Verhaftungen und Urteile, über Richter, die über die Jahre gelernt haben, auf subtile Signale zu reagieren. »Niemand im Kreml ruft heute Richter an«, sagte Pawlow, »sie wissen selbst, was von ihnen erwartet wird.«

Von russischen Richtern wird erwartet, dass sie einen Bezirksabgeordneten in Moskau, der eine Sitzung mit einer Schweigeminute für die Ukraine eröffnet, für sieben Jahre ins Straflager schicken.

Dass sie einen Haftbefehl für einen todkranken Physiker in Nowosibirsk ausstellen, dem der FSB Hochverrat vorwirft, weil er vor vier Jahren einen Vortrag in China gehalten habe. Dass sie ihn nach Moskau ausfliegen lassen. Der Physiker starb zwei Tage später.

Von ihnen wird erwartet, dass sie eine Brötchenverkäuferin in Sotschi zu sieben Jahren Haft verurteilen, weil sie aus dem Busfenster sieht, wie eine Kolonne russischer Militärfahrzeuge Richtung Georgien rollt und zwei SMS darüber schreibt.

Dieser letzte Prozess war vor sieben Jahren, Pawlow verteidigte damals die Brotverkäuferin. Dank ihm kam die Frau nach zwei Jahren wieder frei. Sie wurde von Putin begnadigt.

»Es gab eine Zeit«, sagte Pawlow in seiner Wohnung in Tiflis, »da wusstest du, du hast keine Chance im Gericht, aber die Fälle sind so absurd, vielleicht erreichst du etwas, wenn du sie öffentlich machst, damit sogar Putin sagt: Leute, das ist zu lächerlich.«

Pawlow rang Putin drei Begnadigungen ab.

Das sei lange sein Rezept gewesen, sagte er. Im Gericht mit juristischen Mitteln kämpfen, dann an die Öffentlichkeit gehen und immer den Humor behalten. »Heute gibt es keine Öffentlichkeit mehr. Der Humor funktioniert auch nicht.«

Was bleibt, ist das Gesetz. Das Parlament hat zuletzt verfassungswidrige Gesetze verabschiedet, aber die Verfassung gelte weiter, die müsse man kennen, sagte Pawlow und verglich russische Gerichtssäle mit OP-Sälen. »Wir Anwälte sind wie Chirurgen, denen man das Skalpell genommen hat. Wir leisten Palliativversorgung. Manchmal hilft es schon, jemandem die Hand zu halten.«

Im vergangenen Jahr verlor Pawlow seine Anwaltszulassung. Nun berät er aus der Ferne Anwälte in Russland, verteidigen darf er niemanden mehr. Ich hatte gehofft, ein Besuch bei ihm würde mir guttun, aber ich fühlte mich danach nicht besser, eher wie ein Patient in einem sehr großen Krankenhaus.



Der russische Patient.

Eriwan, Armenien

„Es gibt einen Unterschied zwischen Schuld und Verantwortung.“

In Tiflis setzte ich mich in ein Sammeltaxi und fuhr über Serpentinstraßen nach Armenien. Von sieben Passagieren im Auto waren drei Russen, mit mir vier, das Trio machte Urlaub im Kaukasus. Sie redeten über Berge, Lammspieße, PCR-Tests, kein Wort über den Krieg. Ich hasste ihre gebräunten Oberschenkel.

Am meisten war ich von der Tatsache irritiert, dass das Trio und ich ein Wir waren. Ich dachte über unsere Schuld nach, darüber, ob die Ukrainer uns Russen je verzeihen können, mir, dem Trio, dem Satiriker in Warschau. Ich habe Freunde in der Ukraine, für sie bin ich kein Feind, für Millionen Ukrainer schon. Wie sollen wir Russen jemals unsere Kollektivschuld abbüßen, dachte ich in diesem Auto, wenn sich hier drei von vier Russen keiner Schuld bewusst sind?

Ich war gelähmt von diesem Schuldgefühl, in Eriwan traf ich eine Frau, die aus ihrer Schuld etwas Besseres gemacht hat.

Marijka Semenenko, 35 Jahre alt, betrieb vor dem Krieg in Moskau eine Szenebar, angesagt bei Oppositionellen. Nawalny kam vorbei, immer wieder auch die Polizei. Semenenko ist halb Russin, halb Ukrainerin, aber das spielte lange keine Rolle. Sie ist in Moskau geboren und aufgewachsen. Am 24. Februar wachte sie noch im Dunkeln auf.

Sie habe keine Luft gekriegt, als sie die ersten Nachrichten las, sagte sie mir in Eriwan. »Erst kamen die Zigaretten, die Angst. Dann die Scham und das Schuldgefühl.«

Wir bestellten gegrillten Sulguni in einem Restaurant mit Sprühnebelterrasse, sie ließ ihn kalt werden und trank schwarzen Kaffee. »Es gibt einen Unterschied, ob du Steuern zahlst und dein Staat vergewaltigt nur dich«, sagte sie, »oder ob dein Staat im Nachbarland Kinder tötet.«

Sie fühlte sich nach Kriegsausbruch als Ukrainerin, litt mit den Menschen im Herkunftsland ihres Vaters, die Russin in ihr wusste nicht, wie sie dieser Ukrainerin gegenüber treten sollte. Es ging ihr so, wie es mir bis heute geht.

Dieses unnütze Schuldgefühl brachte sie im März mit nach Eriwan. Sie suchte nach einem Boxverein für Frauen, fand keinen, las Hannah Arendt. »Dann habe ich verstanden«, sagte sie mir, »es gibt einen Unterschied zwischen Schuld und Verantwortung.«

Hannah Arendt schrieb nach dem Holocaust, so etwas wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gebe es nicht. Der Schuldbegriff habe nur Sinn, sobald er auf Individuen angewendet werde.



Was Marijka Semenenko jetzt empfindet, ist kollektive Verantwortung. Sie sagt, ihr ukrainischer Vater kenne den Außenminister in Kiew, sie könnte einen ukrainischen Pass kriegen, aber sie will ihn nicht ausgerechnet jetzt, wo er Vorteile mit sich bringt. Sie will sich nicht fortstehlen. Sie ist noch nicht fertig mit den Russen.

Das ist der Unterschied zu Hannah Arendts Zeiten. Die Verbrechen, über die Arendt schrieb, lagen Jahre zurück. Die Verbrechen der Russen dauern an. Arendt sprach von einer »unbewältigten Vergangenheit«. Wir leben in einer unbewältigten Gegenwart, sie fühlt sich nur an wie eine grauenhafte Parodie, man hat heute den Führerkult in Moskau, das dämliche Z-Zeichen, ein halbes Hakenkreuz.

Marijka Semenенокos ukrainischer Großvater war Soldat der Roten Armee. Die Deutschen nahmen ihn 1942 bei Charkiw gefangen, er starb in Auschwitz. Sein Sohn, Marijkas Vater, war bis vor wenigen Jahren Vorsitzender der Ukrainischen Gemeinschaft Russlands. Er lebt am Rande von Moskau, einige seiner Nachbarn nennen ihn jetzt »Nazi«. Er bleibt in Russland, er ist 82.

Seine Tochter erinnert sich, wie er ihr Ukrainisch beibrachte. Eines Tages habe er sie auf einen hohen Schrank in ihrer Moskauer Wohnung gesetzt und gesagt: Du kommst hier nicht runter, bevor du mir sagst, was das ist.

Er habe ihr ein Taschentuch gezeigt. Taschentuch heißt *hustotschka* auf Ukrainisch. Auf Russisch heißt es *platotschek*.

»Ich sagte *platotschek*. Ich wollte normal sein, wie meine Kitafreunde. Er drehte sich um und ging. Ich schrie ihm hinterher: *Platotschek, platotschek, platotschek!* «

Heute ist sie froh, dass sie Ukrainisch kann.

Sie hat in Eriwan ein Lager gemietet für Kleidung und Medikamente, die Spenden gehen in die Ukraine. Sie hält Kontakt zu ukrainischen Familien in den besetzten Gebieten, hilft ihnen bei der Ausreise nach Westeuropa. Sie hilft Ukrainern, die nach Russland verschleppt wurden, Russland wieder zu verlassen.

Jeden Mittwoch geht sie in den Botanischen Garten in Eriwan. Sie sagt, sie habe ein schlechtes Gewissen, weil Russland auch Armenien kolonisiert habe. Sie schleppt Erde, stutzt Büsche, pflanzt Salbei, Lavendel, Minze.

Das ist ihr Weg aus der Schuldfrage.

Nach dieser Reise habe ich aufgehört zu hoffen, dass ich aufwache, und es war alles ein Albtraum. Was passiert, ist Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit, vor der Wiktor Schenderowitsch gewarnt hat. Die Alina Danilina in ihrer Zeitung beschreibt. Vor der Iwan Pawlow noch jene wenigen Menschen in Russland zu schützen versucht, die diese Wirklichkeit beim Namen nennen: Krieg.



Niemand weiß, wie viele Russen diesen Krieg befürworten, in Diktaturen gibt es keine zuverlässigen Umfragen. Aber ich fürchte, viele Russen wollen die totale militärische Sonderoperation.

Am 24. Februar hoffte ich noch, dieser Krieg führt zu Putins Ende. Ich dachte: So weit kann doch niemand gehen. Doch, Putin kann das, er hat die Russen über zwei Jahrzehnte darauf vorbereitet. Propaganda wirkt. In Deutschland reichten damals sechs Jahre.

Der Westen war nicht vorbereitet. Die Russen, die ich auf dieser Reise traf, ziehen daraus zwei Schlüsse. Der Westen muss, erstens, Waffen liefern. Nicht irgendwelche, sondern solche und so lange, bis Putin keine Kriege mehr führen kann.

Zweitens wird der Westen Geld nach Russland schicken müssen. Milliarden von Euro und US-Dollar. Wir brauchen eine Art Marshallplan für die Zeit nach Putin, damit meine Landsleute von Kaliningrad bis Wladiwostok merken, ohne Putin lebt es sich besser. Damit nach Putin kein Revanchist mehr kommt. Wie Sergej Smirnow mir in Vilnius sagte: »Das ist ein Krieg der Rentner und der armen Jungs vom Land.«

Es klingt wie ein Kassiber aus dem Feindesgraben, aber wir Russen schaffen es nicht mehr allein.

Je länger der Krieg dauert, desto mehr schwindet bei mir auch eine andere Gewissheit: dass es ein Krieg zwischen Kiew und Moskau sei, ein Konflikt am Rande Europas, eine geostrategische Altlast, um die sich Nato und EU nun kümmern müssen. Ich dachte, wir erleben einen verspäteten Zerfall der Sowjetunion, die letzten Zuckungen, vor allem im Kopf eines Mannes.

Ein Mann im Kreml, dachte ich, der im 20. Jahrhundert stecken geblieben ist, vielleicht im 18. Jahrhundert, sei ein Missverständnis. Nun denke ich, Putin passt auf seine Art perfekt in die Zeit. Wie Donald Trump, wie Xi Jinping in die Zeit passen.

Nein, es geht in der Ukraine nicht um Geostrategie. Es geht um Definitionen. Werden wir in einer Welt leben, in der Schwarz Weiß heißen darf?

Ich weiß nicht, wann ich wieder nach Russland reisen kann, in welchem Land ich dann ankommen werde, mit welchen Gefühlen. Ich weiß, dass mir ein Zuhause fehlt. Es hat mir nie mehr gefehlt als jetzt.